



Abb. 1. Leutra, Burgkapelle St. Johannes (Foto von 1904)



Abb. 2. Leutra, St. Johannes, Blick in das Chorrechteck nach Osten (Foto: H. Weinhold, 1973)

Ottogerd Mühlmann

## DIE EHEMALIGE GRENZFESTE LEUTRA BEI JENA (SAALE) UND IHRE BURBKIRCHE

### Der geschichtliche Ablauf

Die landläufige Auffassung, der Angelsachse Wynfrith, genannt Bonifatius, habe seine Missionstätigkeit in Thüringen auch auf das rechte Ufer der Saale ausgedehnt, und es sei zum Beispiel die alte Wallfahrtskirche in Ziegenhain<sup>1)</sup> mit ihm in Verbindung zu bringen, ist seit langem aufgegeben worden. Trotzdem zeigt die im Atlas zur Kirchengeschichte<sup>2)</sup> veröffentlichte Tafel (25) „Das Missionswerk Winfried Bonifatius“ neben den Missionsgebieten um Erfurt auch eine nicht zu übersehende Ausbuchtung auf dem Jena gegenüberliegenden rechten Flußufer. Im Gegensatz dazu muß jedoch an die Gültigkeit des in den Kapitularien Karls des Großen vorliegenden lapidaren Satzes „Sala fluvius dirimit Sorabos et Thuringos“ erinnert werden, dessen Übereinstimmen mit den tatsächlichen Gegebenheiten in der betreffenden Landschaft durch nichts stärker bewiesen wird als durch das Vorhandensein der „Sorbenburg“, die über dem rechtssaalischen Lobeda etwa in der Zeit zwischen 750 und 937 in dem slawischen Gau Strupanice von zentraler Bedeutung gewesen ist<sup>3)</sup>.

Gerade diese Tatsache erweist unserer Meinung nach, daß, wie an einer ganzen Reihe von Örtlichkeiten auf dem linken Flußufer, auch an dem zur Leutra abfallenden Abhang der später „Heinrichsberg“ genannten Erhebung des westlichen

Ufers eine Befestigungsanlage<sup>4)</sup> schon in recht früher Zeit vorhanden gewesen ist, deren Existenz die Entstehung der sorbischen Befestigung womöglich erst hervorgerufen hat. Auf die zunächst lediglich aus Balkenwerk, Erdwällen und Gräben bestehende Grenzwehr war an dieser Stelle schon deshalb nicht zu verzichten, weil es hier galt, von Westen aus ein von Osten her etwa geplantes Eindringen in das Tal der Leutra zu kontrollieren oder zu verhindern, die, nach nur kurzem Lauf bei dem alten Ort Jani in die Saale mündend, früher wesentlich breiter gewesen ist als heutzutage und oft reißend. Hier befand sich auch die Stelle, an der die von Westen heranziehende Handelsstraße auf das erste einschneidende Hindernis traf, den Flußlauf der Saale, der indessen — bei günstigen Stromverhältnissen — auf einer Furt verhältnismäßig leicht durchquert werden konnte. Jenseits des Flusses setzte sich die Straße zumindest seit dem 10. Jh. im Gemdetal am Nordabhang des später „Hausberg“ benannten Höhenzuges in östlicher Richtung fort. An diesem wichtigen Punkt werden auf dem linken Saaleufer im zweiten Drittel des 9. Jh.<sup>5)</sup> als Königsgut (*in potestate cesaris*<sup>6)</sup>) die Orte Liutdraha (westlich) und Jani (östlich) genannt. Das Hersfelder Zehntverzeichnis bezeichnet beide als *loca sancti Wigberhdi*, worin wir eine enge kirchlich wie vor allem auch wirtschaftlich ins Gewicht fallende Beziehung dieser abgabepflichtigen Ortschaften zu der dem heiligen

Wigbert geweihten Hersfelder Stiftskirche erkennen, in die man die Gebeine des Heiligen um 780 aus Fritzlar übertragen hatte.

Dort war der bedeutende, aus Wessex stammende Mitarbeiter des Bonifatius als erster Abt des Klosters Fritzlar 738 verstorben<sup>7)</sup>. Wir sehen keinen Zufall darin, daß gerade diese beiden Orte Liutdraha und Jani — sie lagen zusammen mit einigen weiteren bezeichnenderweise in unmittelbarer Nachbarschaft der politischen Grenze, am Saalefluß, in einem Landstrich, über den damals niemand hinausgelangen konnte<sup>8)</sup> — von den aus Hessen, insbesondere aus Hersfeld, über Ohrdruf, Erfurt<sup>9)</sup> und andere Orte<sup>10)</sup> hinaus nach Osten zu vordringenden christlichen Missionaren aufgesucht wurden; sie trieb der Elan ihres Bekehrungseifers bis an die zunächst noch unüberwindlich bzw. unüberschreitbar erscheinende Flußgrenze auch aus dem Grunde, weil hier eine Befestigungsanlage Schutz und Sicherheit gewähren konnte. Diese Anlage stand in Verbindung mit dem „Vorort“ der ganzen Gegend, eben Liutdraha, einem über der Hochwassergrenze angesiedelten Dorf, das seinen Namen nach dem vorübereilenden Gewässer, dem „lauteren Wasser“, trug, im Verhältnis zu welchem das Dorf Jani, nach einem Fachausdruck des Feld- und Weinbaus genannt, erst von zweitrangiger Bedeutung war.

In jedem der beiden „Wigbert-Orte“ dürfte sich seit dem beginnenden 9. Jh.<sup>11)</sup> eine von den Missionaren errichtete Holzkirche befunden haben, von der aus die Bekehrung der Bevölkerung ihren Ausgang nahm. Das Gotteshaus in Liutdraha<sup>12)</sup> war Johannes dem Täufer, das in Jani dem heiligen Michael geweiht worden. Daß die Mitarbeiter und Schüler des Bonifatius und des Wigbert ihr Bekehrungswerk aber auch noch in anderen Orten der näheren Umgebung in Angriff genommen haben, scheint uns aus der Tatsache hervorzugehen, daß diese Ortschaften zum einen sich, zusammen mit den beiden im Hersfelder Zehntverzeichnis genannten Dörfern, innerhalb der späteren sedes Oberweimar, dem Kerngebiet Thüringens<sup>13)</sup>, vorfinden, in dem die Klöster Fulda und Hersfeld im 9. Jh. stark begütert waren<sup>14)</sup>, und zum anderen in der späteren sedes Utenbach, deren „Vorort“ als „Odenbach“ in einem Atemzug mit Liutdraha und Jani als ein Ort des heiligen Wigbert im Hersfelder Zehntverzeichnis aufgezählt wird<sup>5)</sup>. Bei diesen anderen Orten handelt es sich nach unserem Dafürhalten um das nördlich von Liutdraha gelegene, zur späteren sedes Utenbach gehörende Dorf Zwätzen, so wie die südlich liegenden, der späteren sedes

Oberweimar angehörenden Bucha, Münchenroda, Nennsdorf, Ammerbach und womöglich Leutra (bei Maua).

Indessen zeitigen in diesem Zusammenhang nicht nur Untersuchungen zur kirchlichen Topographie Aufschlüsse, sondern auch Nachfragen bei der Patrozinienkunde und bei der Grundrißforschung an frühen Kirchenbauten.

Soweit die Patrozinien der betreffenden Kirchen in den genannten Ortschaften bekannt geblieben sind, lassen sie sich in die Zeit der bonifatianischen Mission mühelos eingliedern: so ist die Kirche in Zwätzen<sup>15)</sup> der Maria geweiht, die Kirche in Bucha<sup>16)</sup> dem Michael<sup>17)</sup>, in Nennsdorf<sup>18)</sup> — ohne daß freilich dafür eine sichere Grundlage vorhanden ist — dem Bonifatius, und in Ammerbach<sup>19)</sup> dem Wigbert<sup>11, 20)</sup>. In Leutra (bei Maua)<sup>21)</sup> tritt allerdings Nikolaus<sup>22)</sup> in Erscheinung.

Bevor die einzelnen Holzkirchen in Stein übertragen wurden, ergaben sich durch politische Veränderungen in der ganzen Gegend neue Möglichkeiten für eine weitere Ausbreitung der christlichen Religion. Durch seine militärischen Unternehmungen veranlaßt, machte es sich der erste deutsche König Heinrich I. (919—936) zur Aufgabe, besonders die im Grenzgebiet der Saale, und hier zunächst an deren westlichem Ufer gelegenen Orte zu befestigen. Zu diesen „unter Benutzung alter Grenzfesten (s. o.) errichteten Burgen“ gehört u. E. auch die auf Königsgut gelegene Befestigungsanlage von Leutra, die Burg auf dem Heinrichsberg, dessen Bezeichnung nicht von ungefähr kommt. Entweder geht sie auf einen in der alten Burgherrenfamilie — sie wurden später „die von Jene“ genannt — besonders beliebten Vornamen zurück<sup>23)</sup> oder gar auf den Namen des deutschen Königs selbst<sup>24)</sup>. Dieser war es jedenfalls, der bei seinem Zug zur Elbe in den Jahren 928/29 den alten Grenzfluß hier überquerte, was gerade an dieser Stelle zu unternehmen unverantwortlich gewesen wäre, wenn man nicht über einen festen Stütz- und Ausgangspunkt am linken Ufer hätte verfügen können, von dem aus sozusagen der Sprung über die Saale in das von Sorben beherrschte Gebiet hinein gewagt werden konnte. Und dieser Ausgangspunkt lag nirgends anders als auf dem Heinrichsberg bei Leutra.

Daß die Burg von Leutra und mit ihr die ihr womöglich als Burgkapelle<sup>25)</sup> eng verbunden gewesene „Wigbert-Kirche“ zu St. Johannes damals — das ist um die Wende des 9. zum 10. Jh. — von hervorragender Bedeutung gewesen sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Angesichts der noch zu behandelnden Tatsache, daß nämlich die St. Johanniskirche noch im späten Mittelalter außerordentlich wohlhabend war, im kirchlichen Leben der Einwohner von Leutra<sup>26)</sup> und besonders dann von Jena während der vier Jahrhunderte zwischen etwa 830 und 1230 die entscheidende Rolle spielte und sich in ihrer Erscheinung als Bauwerk besonders auszeichnete, glauben wir uns berechtigt, in ihr den Mittelpunkt einer der ersten Urfparreien in weitem Umkreis zu erkennen<sup>27)</sup>.

Den politischen Plänen und dem Vordringen des Königs verdankte dann nicht nur die 937 erstmalig genannte frühdeutsche Königsburg Kirchberg, eine Art „Brückenkopf“, ihre Errichtung auf dem rechtssaalisch gelegenen obengenannten „Hausberg“<sup>28)</sup>, auch die Überwindung der alten Volkstumsgrenzen an der Saale datiert von daher, ebenso wie die bereits erwähnte Öffnung neuer Landstriche für die Missionierung, die südlich von Kirchberg im 10. Jh. die Entstehung der umfangreichen Urfparrei Lobeda nach sich zog. Diese war von der ersten Pfarrkirche im Sorbenland, der Kapelle der Burg Kirchberg, die höchstwahrscheinlich als Sitz der ersten rechtssaalischen Urfparrei überhaupt angesprochen werden muß, ausgegangen<sup>29)</sup>; bedauerlicherweise ist das Patrozinium dieser Kapelle nicht überliefert. Da in der Mitte des 10. Jh. die Saale keinen Grenzcharakter mehr

## JENA

### St. Johannes (Kern)

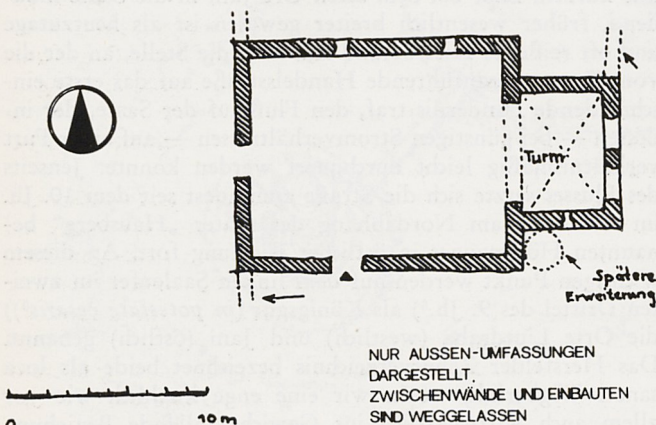


Abb. 3. Leutra, St. Johannes, Grundriß (Zeichnung: H. Weinhold)



Abb. 4. Leutra, St. Johannes, Pfeilerkapitell am nördlichen Chorbogenpfeiler (Foto: H. Weinhold)

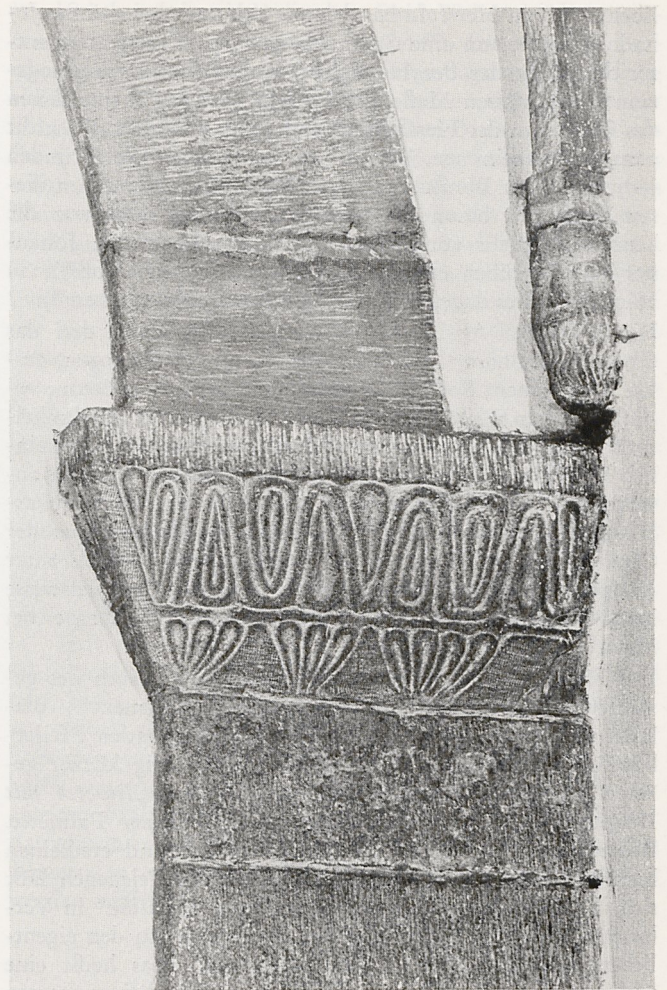


Abb. 5. Leutra, St. Johannes, Pfeilerkapitell am südlichen Chorbogenpfeiler (Foto: H. Weinhold)

hatte, hinderte die in der neuen Urfparrei Lobeda Verantwortlichen nichts daran, eine bereits bestehende, wenn auch auf dem linken Flußufer gelegene Kirche als Filial in ihren Verband aufzunehmen. Wir meinen Ammerbach, das dann auch bei der Urfparrei Kirchberg/Lobeda<sup>30</sup>) verblieb, als 968 durch die Bestimmung der Saale zur Westgrenze des damals neubegründeten Bistums Zeitz(-Naumburg) der Fluß erneut, wenn auch nur kirchenpolitisch, einen Grenzcharakter erhielt. Die matrix Kirchberg wurde im Laufe der Zeit zur filia, und Lobeda als ehemalige Tochterkirche zur Mutterkirche. So können in der bekannten Papsturkunde Gregors IX. aus dem Jahr 1228 Kirchberg und Ammerbach nebeneinander als Filialen der matrix Lobeda in Erscheinung treten.

Das offen zutage tretende Übereinstimmen des ursprünglichen Grundrisses dieser bescheidenen Dorfkirche zu Ammerbach mit dem der noch bescheideneren in Nennsdorf oder auch in Zwätzen, denen sich noch die der Kirchenbauten in Jani und Leutra (bei Maua) zugesellen lassen<sup>31</sup>), hat uns überhaupt erst dazu veranlaßt, etwas zu diesem hier gestellten Thema vorzutragen.

### Die Burgkirche

Hier sei nun die einem Konglomerat aus den verschiedensten Stilepochen gleichende und in ihrer baulichen Entwicklung nur schwer zu analysierende Erscheinungsform der Wigbertkirche zu St. Johannes in Liudraha, dem Vorort der gesamten Gegend, die wir für die Burgkirche der Burg auf

dem Heinrichsberg halten, auch in ihrer geschichtlichen Entwicklung vorgeführt; sie hat die Stürme und Unbilden fast eines Jahrtausends überstanden, ihre Bedeutung kann daher weder vom Standpunkt des Kunstgeschichtlers noch gar dem des Historikers hoch genug eingeschätzt werden!

Unserer Auffassung entsprechend stammte das „Modell“ für die von den hessischen Missionaren zu Beginn des 9. Jh. in Liudraha errichtete Holzkirche aus Hersfeld; aus der Gegend ihres bisherigen Wirkens hatten es die Geistlichen an die Saale mitgebracht, und wie in Hersfeld an die Stelle der ursprünglichen Holzkirche vermutlich im 10. Jh.<sup>32</sup>) ein Steinbau getreten war, der Vorgängerbau I der heutigen Stadtkirche in Hersfeld, dem Ort der berühmten Stiftskirche, so wurde auch in Liudraha die dem Johannes geweihte ehemalige Holzkirche<sup>33</sup>) durch einen Steinbau ersetzt<sup>34</sup>), der sich wunderbarerweise bis in unsere Gegenwart erhalten hat und dessen heute noch nachweisbares Längenmaß mit dem des Vorgängerbaus I der Stadtkirche in Hersfeld bis auf den Zentimeter genau übereinstimmt<sup>35</sup>); es beträgt 12,5 m im Lichten.

Wir meinen, daß dieser Steinbau etwa zur gleichen Zeit entstand, als um die Jahrtausendwende die oben erwähnte, auf Königsgut gelegene Befestigungsanlage von Leutra in Stein übertragen wurde<sup>36</sup>). Und weil es sich bei diesem Steinbau um die Burgkapelle oder sogar Burgkirche von Leutra gehandelt hat, wurde sein Grundriß im Verhältnis zu dem des Vorgängerbaus I der Stadtkirche in Hersfeld (Hersfeld: 7,3 m i. L., Leutra: 10 m i. L.) in der Breite um fast drei Meter erweitert. Als Burgkirche der Burg auf dem Heinrichsberg bei Leutra kam ihm eine besondere Bedeutung zu<sup>37</sup>).

Ebenso wie in Hersfeld handelte es sich auch bei der St. Johannes-Kirche um eine Saalkirche — die Mauerstärke entspricht genau der der Hersfelder Kirche — mit eingezogenem Chor, dessen Maße (5,75 x 4,15 m i. L.)<sup>38)</sup> mit denen des Chores an der Hersfelder Kirche (5,6 x 5 m i. L.)<sup>32)</sup> nicht ganz übereinstimmen. Was — aus repräsentativen Gründen — jenen, einer Burgkirche zugehörigen Kirchenbau von diesem aber nun besonders stark unterschieden hat, war die heute nicht mehr vorhandene Chorapsis, die die St. Johannes-Kirche früher einmal nach Osten hin abschloß<sup>39)</sup>; in Hersfeld hat es dagegen eine solche Apsis nicht gegeben<sup>32)</sup>.

Die erwähnte Apside betrat man früher durch den das Chorrechteck nach Osten zu abschließenden Chorbogen, dessen über hohem Sockel sich erhebende Pfeiler in betont repräsentativer Weise gestaltet sind: sie setzen sich aus dunkelrotbraunen Quadern zusammen, die man höchstwahrscheinlich aus einem der in der südlichen Umgebung von Jena anstehenden Buntsandsteinbrüche gewonnen hat. Einen zuverlässigen Hinweis darauf liefert die Beschaffenheit eines der Quader, die die Südwand der Kirche bilden, der als roter „Kugelsandstein“ bezeichnet wird<sup>40)</sup>, wie er beispielsweise im „oberen Buntsandstein“ am Westhang des Eichberges bei Maua besichtigt werden kann.

Das für die Datierung dieses Chorbogens wie auch des gesamten Chorrechtecks ausschlaggebende Ornament<sup>41)</sup> umläuft die beiden eigentlich wie Kämpfer wirkenden Pfeilerkapitelle, deren nördlich gelegenes merkwürdig kürzer geraten ist. Sein Ornament besteht aus einer „Rosette mit Neigung hin zur Wirbelrosette“ und aus einer Palmette. Beide Formen gehen in die Antike zurück und erscheinen hier umgebildet. Das Ornament des südlich gelegenen läßt sich in „ähnlicher Weise mit Kymatien der Antike“ in Verbindung bringen, wobei man bei dem oberen an den eigentlichen Eierstab, „das jonische Kymation“ (das heißt eine wellenförmige Zierleiste aus Blattformen), beim unteren „mehr an das lesbische“<sup>42)</sup> denkt. „Doch entfernen sich die Formen so weit von ihrem Urbild, daß dieses kaum noch zu erkennen ist“, und jene als „barbarisiert“ bezeichnet werden müssen. „Immerhin besteht aber die Beziehung“. Unserer seit einigen Jahrzehnten vertretenen Auffassung, daß die Ornamente — und damit die gesamte Choranlage — noch als „spätottonisch“, das heißt in die Zeit des beginnenden 11. Jh., einzustufen sind<sup>43)</sup>, stimmt A. Schahl zu<sup>44)</sup>, der an einen Steinmetzen denkt, der die Lombardei und ihre Kunstausübung kannte; mit einer solchen Verbindung ist in Mitteleuropa in den Jahrzehnten der Ottonischen Herrschaft vom Politischen her durchaus zu rechnen.

Nach Westen zu liegt dem Chorrechteck der erwähnte, 12,5 x 10 m im Grundriß messende, flach gedeckte Saal an, der sich auf der Nord- wie auf der Südseite<sup>45)</sup> durch je zwei hoch gelegene, schmale, halbrund geschlossene Fensterchen auszeichnet, die sich sehr wohl noch der vorromanischen Zeit zuordnen lassen.

Als etwa zwei Jahrhunderte später, um 1200, die aus Auhausen an der Wörnitz stammenden Herren von Lobdeburg<sup>46)</sup> sich um Jena — dem alten Jani — einen Herrschaftsbereich geschaffen hatten, erlebte die alte Wigbert-Kirche in Leutra in der ersten Hälfte des 13. Jh. eine sich vor allem auf das Chorrechteck erstreckende, höchst bemerkenswerte Umgestaltung. Unter Beseitigung der Apsis wurde der Chorbogen zugesetzt, der ebenfalls noch der ersten Bauzeit entstammende, das Chorrechteck nach Westen zu begrenzende „Triumphbogen“<sup>47)</sup> mit neuen, dem Geschmack der Zeit entsprechenden Kämpfern<sup>48)</sup> versehen und im Chorrechteck ein über Konsolen aufstrebendes Kreuzrippengewölbe eingezogen<sup>42)</sup>.

Jeder der beiden Kämpfer am Triumphbogen besteht aus der umgekehrten attischen Basis — einer Kehle zwischen

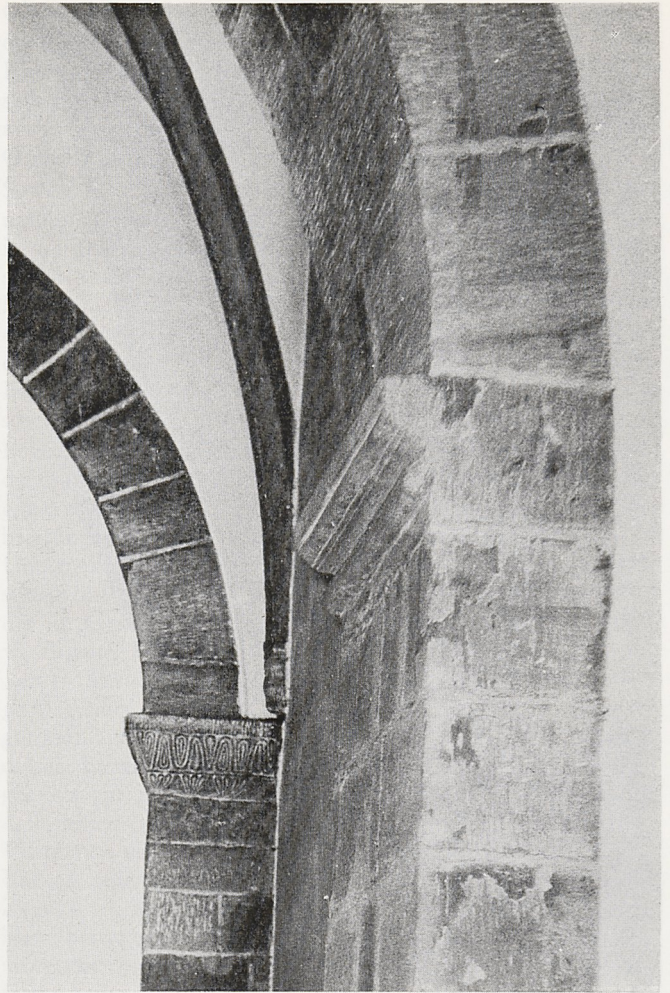


Abb. 6. Leutra, St. Johannes, südlicher Triumphbogenpfeiler nach Osten (Foto: H. Weinhold)

zwei Wülsten —, die den entwickelten romanischen Stil kennzeichnet und sich zum Beispiel im benachbarten Thalbürgel an den Pfeilern der dortigen dreischiffigen Basilika findet, deren Vollendung man in die Zeit um 1200 datiert<sup>49)</sup>.

Die Gestaltung des Kreuzrippengewölbes steht in weitem Umkreis einzigartig da; die vier kehlprofilierten Rippen des dem Grundriß des Chorrechteckes angepaßten Gewölbes treffen sich in einem Schlußstein, der eine das Antlitz Christi zeigende Skulptur<sup>50)</sup> enthält, und den vier Rippen sind, kurz bevor sie sich treffen, flache Rosen aufgelegt<sup>51)</sup>. Die beiden nach Osten zu gelegenen Rippen wachsen aus Maskenkonsolen in Gestalt bärtiger Köpfe hervor.

Während der Zeit der Kirchenumgestaltung ist auch der Bau der nördlich des Chorrechteckes gelegenen tonnengewölbten „Sakristei“<sup>52)</sup> anzusetzen (die Baufuge ist an der Ostfront deutlich erkennbar); um eine Verbindung zwischen den beiden Räumen herzustellen, wurde damals die frühgotische, den stumpfen oder gedrückten Spitzbogen aufweisende Pforte geschaffen, die den sogenannten Übergangsstil kennzeichnet. Im Scheitel trägt sie, ebenso wie das Kreuzrippengewölbe, eine Rose; der Hindurchschreitende hatte sich des Schweigens zu befleißigen, wobei der Ausdruck „sub rosa“ — „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ — verständlich wird. Der Sakristeipforte ähnelt in der Linienführung ihres gedrückten Spitzbogens das Hauptportal der Kirche auf ihrer Südseite, von dem wir annehmen, daß es, vier Meter von der Westkante der alten Saalkirche entfernt, in der Mitte des 13. Jh. an die Stelle des ursprünglichen (einzigen) Zuganges aus vorromanischer Zeit (man vergleiche dazu die

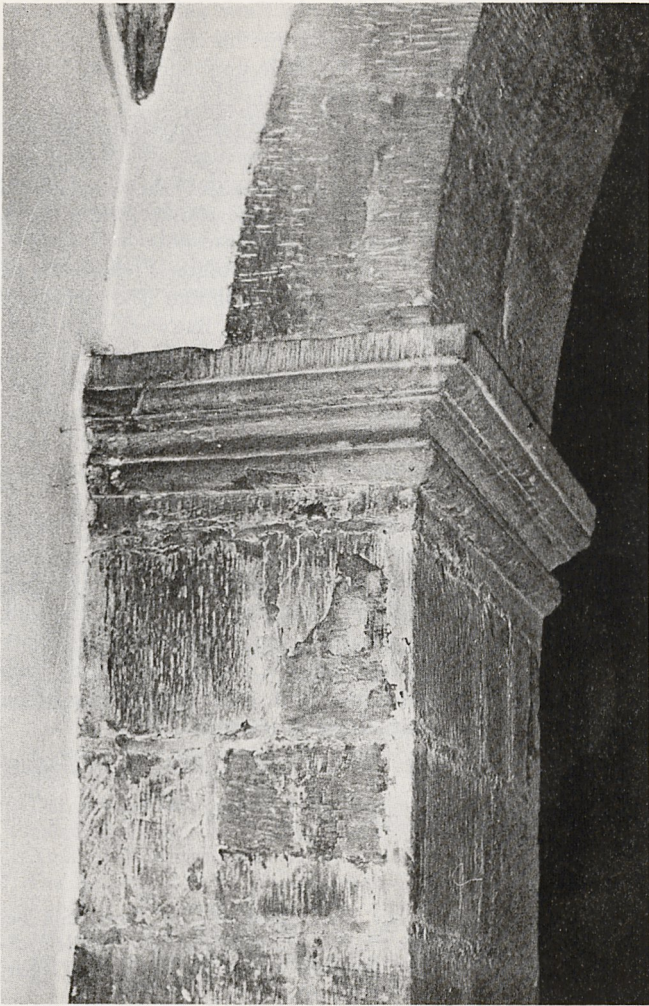


Abb. 7. Leutra, St. Johannes, südlicher Triumphbogenpfeiler nach Westen (Foto: H. Weinhold)

noch aus dieser Zeit erhalten gebliebenen Pforten der Kirchen in Ammerbach, Nennsdorf oder Zwätzen) getreten und seitdem dort verblieben ist, wenn unter Umständen auch mit späteren Profilveränderungen.

### Die Burganlage

In der gleichen Zeit, da die Kirche, durch bauliche und künstlerische Veränderungen dem „Geschmack der Zeit“ angepaßt, ihre endgültige, noch im Anfang unseres Jahrhunderts vorhandene Form gefunden hatte, beginnt sich das Ende der Wehranlage abzuzeichnen<sup>53</sup>). Wir glauben deshalb, jetzt zu dem Punkt gekommen zu sein, wo es unerläßlich ist, die Frage nach der Lokalisierung der Burg von Leutra zu stellen, deren Burgkirche die Jahrhunderte — in Gestalt der Johanniskirche — überdauert hat.

Wir möchten ihren Standpunkt an der Stelle des Heinrichsberges annehmen, auf der — unmittelbar östlich an die Kirche anschließend — das Mahnmal für die Ermordeten aus der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur (VVN-Denkmal) errichtet wurde. Dabei handelt es sich um etwa die halbe Höhe des Heinrichsberges, zu der man von der Bachstraße her — einem der ehemaligen Leutrabetten — früher hinaufklimmend, auch jetzt noch „aufsteigen“ muß. Sehr aufschlußreich ist es zu erfahren, daß sich in den Kellern der ehemals Gerholdschen Schmiede, nördlich des Eingangs in die Wagnergasse, in unmittelbarer Nachbarschaft des VVN-Denkmal gelegen, in den zwanziger Jahren noch

Werkstücke vorfanden, die von Paul Weber in die romanische Stilepoche eingeordnet wurden<sup>54</sup>). Die wenigen Forscher, die von der Existenz einer Burganlage auf dem Heinrichsberg nie etwas wissen wollten, fußten dagegen auf der Tatsache, es habe sich von einem solchen Bauwerk weder ein Stein, noch sonst irgendein Überrest je auffinden lassen; wohingegen wir darauf hinweisen, daß die Burg auf dem Heinrichsberg sich in der zweiten Hälfte des 13. Jh. „überlebt“ hatte. Sie war nicht nur deshalb überflüssig geworden, weil es die alte „Volkstumsgrenze“ schon seit Jahrhunderten nicht mehr gab, sondern auch, weil in dem seit dem Beginn des 13. Jh. aufblühenden Jani — um 1236 treten Bürger in Gene in Erscheinung — neue Verteidigungsbauten entstanden waren. Das Steinhaus wurde freigelegt, nachdem das Stadtzentrum im März 1945 durch anglo-amerikanische Brandbomben zerstört worden war. Bedauerlicherweise ist es zwei Jahre später — ohne Not — restlos beseitigt worden<sup>55</sup>). Dieses Steinhaus verdankte seine Entstehung den neuen Machthabern, den Herren von Lobdeburg, und dürfte in der ersten Hälfte des 13. Jh. erbaut worden sein.

Die Burg auf dem Heinrichsberg wurde gegen Ende des 13. Jhd. aufgelassen<sup>56</sup>), womit wir die Anlage eines Friedhofes in Verbindung bringen, der als *cimiterium sancti Johannis* im Jahr 1307 erstmalig in einer Urkunde<sup>57</sup>) genannt wird und dessen „Einrichtung“ naturnotwendigerweise dazu führen mußte, daß die früher dort befindlich gewesenen Baulichkeiten samt ihren Grundmauern abgetragen und radikal<sup>58</sup>) beseitigt wurden; zumal gerade in dieser Zeit der zweiten Hälfte des 13. Jh. zur Bewältigung riesenhafter Bauvorhaben — so vor allem der Stadtmauer — von den Jenaern in ungewöhnlicher Menge Baumaterial beschafft werden mußte<sup>59</sup>).

### Die Bedeutung der ehemaligen Burgkirche und ihre späteren Schicksale

Indem also der Wehrbau, als nicht mehr benötigt, vom Erdboden verschwand, bestand das Gotteshaus weiter. Während einer Zeit von etwa vier Jahrhunderten (siehe oben) ist es, zunächst als Holz- und später als Steinbau, den Einwohnern von Liuthdraha und Jani die „rechte Pfarrkirche“<sup>60</sup>) gewesen, bis ihm mit der im Zusammenhang mit der Stadtwerdung von Gene im ersten Drittel des 13. Jh. erfolgten Erbauung<sup>61</sup>) der romanischen St. Michaeliskirche in Gene — sie trat an die Stelle der Saalkirche aus der Zeit des 11. Jh. — eine Rivalin erstand, was unter Umständen mit dazu beigetragen hat, daß man sie ihrer Bedeutung entsprechend moderner gestaltete. Bis dahin und auch später noch hat man in ihr die ursprünglich „eigentliche Jenaer Pfarrkirche und Inhaberin der parochialen Rechte“ zu sehen<sup>62</sup>).

Zu diesen gehörte an allererster Stelle das *jus sepeledi*, das Sepulkralrecht, „zu *sanct Johannis hyn werden die gemein begrebnüs der thoden gehalten*“<sup>60</sup>). Nicht minder kennzeichnend für eine Pfarrkirche war das Taufrecht; daß es der Johanniskirche zustand, beweist das Patrocinium, „gerade Taufkirchen waren im Mittelalter vielfach dem Täufer geweiht“<sup>63</sup>). Eine weitere wichtige Funktion der Pfarrkirche war die „pfarrliche Seelsorge“; über die der Geistlichkeit von St. Johannes obliegende gibt es aufschlußreiche Nachrichten<sup>64</sup>): So führten die um die Kirche wohnenden Gläubigen im Jahr 1442 Beschwerde darüber, daß der Gottesdienst vernachlässigt worden sei; weder sei die Messe zu gehöriger Zeit gesungen, noch die Beichte ordentlich gehalten worden. Am meisten scheint aber das Versagen der Geistlichkeit beim Weißen und Besprengen der Meerrettichländereien und der „Würze“ (man denke an die südlich der Kirche gelegene

Krautgasse) ins Gewicht gefallen zu sein. Alles das erweist auf das deutlichste die ehemalige „Pfarrwürde“<sup>62)</sup> der Johanniskirche, die auch 1417 noch ausdrücklich „Pfarrkirche“ genannt wird<sup>65)</sup>.

„Die Selbständigkeit einer Pfarrkirche setzte eigenes Vermögen und wirtschaftliche Selbständigkeit voraus“, worüber eine reiches Urkundenmaterial vorliegt. Von einer ausgesprochenen Wohlhabenheit der Kirche zu sprechen, die für das Ende des 15. Jh. zu belegen ist, erlaubt das Studium<sup>66)</sup> der Kirchenrechnungen der Jahre 1489/90 und 1490/91, die sich als einzige erhalten haben. Demnach verfügte die Johanniskirche in jedem der beiden Rechnungsjahre über eine Einnahme von etwa 100 000 RM (entsprechend einem „Umrechnungsschlüssel“ aus den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts). Da nimmt es nicht wunder, daß die Verwalter solcher Summen, die Alterleute der Kirche, als Geldverleiher auftreten konnten, um, zum Beispiel, 1514 den Bau des Turmes der gotischen St. Michaelis-Kirche in Jena fördern zu helfen<sup>67)</sup>. Damit ist erwiesen, daß „die Kirche sich ihre wirtschaftliche Selbständigkeit bis ins 16. Jh. bewahrt hat“. Zieht man das Vorgetragene, die wirtschaftliche Kraft der Kirche, ihre Bedeutung als „Kirche“ für die Gläubigen, sowie ihre außergewöhnliche Erscheinung als Bauwerk in der ersten Hälfte des 13. Jh. in Betracht, wird einem klar, wieso die „Hauptstraße“ der seit dem beginnenden 13. Jh. aufstrebenden Stadt Gene „Johannissgasse“ und der ihren westlichen Abschluß bildende Torturm „Johannistor“<sup>68)</sup> benannt wurden.

In dem Maße, in dem der frühere „Vorort“ Leutra etwa um 1200 seine ehemals beherrschende Rolle an die zukünftige neue Stadt Gene abtreten mußte, d. h. letzten Endes in dieser Stadt aufging, stieg die Bedeutung der erwähnten



Abb. 8. Leutra, St. Johannis, Außenostwand des Chorrechteckes mit Spuren, die auf die Existenz einer ehemaligen Apsis hinweisen (Foto: H. Weinhold)

romanischen St. Michaeliskirche in Gene auf Kosten der uralten Wigbert-Kirche zu St. Johannes im ehemaligen Leutra, die, seit dem Beginn der Ummauerung der neuen Stadtgemeinde, extra muros zu liegen kam.

Nachdem 1524 in Jena die Reformation eingeführt worden war, begann die jetzt mehr oder weniger überflüssig gewordene Kirche zu St. Johannes kurz darauf zu zerfallen, so daß Adrian Beier in seinem 1681 erschienenen Werk „Architectus Jenensis“ berichten muß, sie habe von 1526—1597 „wüste gestanden“. Die dann erfolgte Wiederinstandsetzung hinterließ auf dem oben erwähnten Südportal die Jahreszahl 1596; von da an diente das Bauwerk als Friedhofskapelle der Stadt. Schon 1685 war die Kirche aber wieder derart verwahrlost, daß man die Kosten für ihre Wiederherstellung scheute und lieber einen Neubau errichtete, die jetzige „Friedenskirche“, neben der sie bis etwa 1735 noch bei Begräbnissen ihren Dienst tat. Dann wurde sie abermals dem Verfall preisgegeben.

Man entsann sich ihrer erst dann wieder, als seit den Tagen der Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806 der französische Emigrant Dr. Henry sich dafür verwendete, der inzwischen in Jena sesshaft gewordenen katholischen Bevölkerung eine geistliche Heimstatt zu schaffen; die Kirche, zeitweise auch von gänzlicher Abtragung bedroht, wurde schließlich doch wieder hergerichtet und im Jahre 1822 den katholischen Christen in Jena als Gotteshaus übereignet.

Dr. Ottogerd Mühlmann, Nürnberg

#### Anmerkungen

- 1) Vgl. O. Mühlmann, Die Wallfahrtskirche zu Ziegenhain bei Jena, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Band 29 (1980); demnach wurde die Kirche in Ziegenhain erst im Laufe des 15. Jh. erbaut.
- 2) Herausgegeben von Jedin-Martin, 1970.
- 3) Vgl. O. Mühlmann, Die tausendjährige Tradition der Kirche in Lobeda in: Aus zwölf Jahrhunderten (Thüringer kirchliche Studien II), 1971, S. 45. Die gleiche, dem Verfasser gegenüber brieflich zum Ausdruck gebrachte Auffassung vertritt W. H. Fritze, dem keine Anhaltspunkte für Spuren bonifatianischer Missionstätigkeit östlich der mittleren Saale bekannt sind. Nach H. K. Schulze (Die Entwicklung der thüringischen Pfarrorganisation im Mittelalter, Blätter für deutsche Landesgeschichte, 103, 1967, S. 53) gab es östlich der Ilm Bonifatius- und Wigbert-Patrozinien selten, jenseits der Saale überhaupt nicht.
- 4) P. Weber, Die Burgen des mittleren Saaletales, 1903, S. 8; Das Jenaer Schloß im Mittelalter, in: Jenaer Jahrbuch, 1901, S. 26/7. E. Borkowsky, Das alte Jena und seine Universität, 1908, S. 3. J. H. Schultze, Die Jenaische Landschaft, in: Thüringer Erzieher, 1938, II, S. 74. Allerdings ist die „Katholische Kirche“ die Johanniskirche! W. Meinhof, Lebendige Anschauung, 1941, S. 46. F. Möbius, Studien zur älteren Geschichte der Stadt Jena, in: Kultur und Heimat, Monatsschrift für Stadt und Land — Jena, 1960, Heft 1, S. 20. O. Mühlmann, Die Lage der Hausbergburgen über Jena, im Spiegel ihrer baulichen Überreste, in: Burgen und Schlösser, 77/II.
- 5) S. A. Wolf, Beiträge zur Erläuterung des Hersfelder Zehntverzeichnisses, in: Jahrbuch der hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung, 7 (1956), S. 1. Hier datiert Wolf die in Betracht kommenden, die damaligen Namen für Leutra und Jena enthaltenden Quellen in die Zeit zwischen 830 und 850 (A und C — darin Leutra und Jena — wurden zwischen 830 und 850 verfaßt). Obwohl W. Neuhaus, Auf den Spuren der Abtei Hersfeld in deutschen Gauen (1941), S. 144 „Leutra bei Jena“ erwähnt, kann er mit dem auf S. 142 darauf folgenden, von ihm richtig transkribierten Jani merkwürdigerweise nichts anfangen und bezeichnet den Ort als „unbekannt“. Dabei lagen damals die einschlägigen Untersuchungen von O. Dobenecker (1895, 1900) und E. Devrient (1936) als Vorgängerarbeiten zu S. A. Wolf seit langem vor.
- 6) Als Kaiser kommt für die Zeit bis 840 Karls des Großen Sohn

Ludwig I. (der Fromme) in Betracht. Sein Sohn Ludwig II. (der Deutsche) beherrschte das ostfränkische Reich seit 843.

- 7) A. Hauck berichtet in seiner Kirchengeschichte Deutschlands I, S. 459 f., Wigbert sei von Bonifatius die Oberleitung des Klosters in Fritzlar übertragen worden. Da sein Lehren so gute Frucht trug, wurde er von Bonifatius nach Ohrdruf versetzt, um auch dort den Unterricht in Gang zu bringen. Später kehrte er nach Fritzlar zurück.
- 8) In seinem grundlegenden Werk: Das Gebiet des Archidiakonates Beatae Mariae Virginis Erfurt am Ausgang des Mittelalters, 1941, S. 191 konstatiert M. Hannappel, daß das Saale-tal eine Reihe ältester Pfarreien habe.
- 9) M. Hannappel, a. a. O., S. 36, berichtet, daß Kloster Hersfeld eine Kirche mit seinem Schutzheiligen Wigbert in Erfurt habe.
- 10) M. Hannappel, a. a. O., S. 177/8, wo die Wigbert-Kirche und die Bonifatius-Kirche in Niederzimmern (sedes Zimmern) erwähnt werden, ebenso wie die Vikarie des heiligen Wigbert in der Burg zu Weimar (sedes Oberweimar) auf S. 369, und die Wigbert-Kirche in Dorfsulza (sedes Utenbach) auf S. 149.
- 11) A. Hauck, a. a. O., Band II, S. 376, Anm. 1.
- 12) M. Hannappel, a. a. O., S. 202, bemerkt, daß bei St. Johannes allerdings jede ältere (!) Überlieferung fehle.
- 13) M. Hannappel, a. a. O., S. 191.
- 14) M. Hannappel, a. a. O., S. 201. Laut R. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte Band I (1937), S. 43 begannen die massenhaften Schenkungen von Grundbesitz an kirchliche Institute, vor allem die Klöster, im 8. Jh. Besonders seit der Begründung von Fulda und Hersfeld durch Bonifatius und Lul wurde thüringischer Grundbesitz in Menge diesen beiden Klöstern übereignet, als gute Werke um des Seelenheiles willen.
- 15) Der urkundlich erstmals 1182 als Cwecen erscheinende Ortsname ist altsorbischer Herkunft und läßt sich, nach freundlicher Auskunft W. Fuhrmanns, auf „Ort des Svěc (a)“ zurückführen.
- 16) Der urkundlich 1290 auftauchende Ortsname geht auf mhd. Buoch — „Buchenwald“ zurück.
- 17) Das erschließen wir aus der Zeit der Kirchweih, die in Bucha am Tag des heiligen Michael gefeiert wird, wozu die Angabe bei M. Hannappel, a. a. O., S. 150, Anm. 146 („erschlossen aus der Zeit der Kirchweih“) zu vergleichen ist. Im Hinblick auf die beiden Michaeliskirchen — in Jani und in Bucha — wird auf H. K. Schulze, a. a. O., S. 49 verwiesen, danach gehören die ersten Michaeliskirchen in Thüringen in die Gedankenwelt der bonifatianischen Mission.
- 18) Vgl. O. Mühlmann, Die Kirchen in Bucha und Nennsdorf bei Jena, ein Beitrag zur Elf-hundert-Jahrfeier der Kirche in Nennsdorf, in: Thüringer Heimatkalender, 1976, S. 67/8, wonach in Nemannesthorp niemand — das heißt kein Grundherr — zuständig war, außer dem König. Diese Auffassung wird von dem Sprachforscher H. Walther-Leipzig, der Namenkundliche Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Saale- und Mittelbe-Gebietes bis zum Ende des 9. Jh. veröffentlicht hat, bestätigt, indem er (nach freundlicher persönlicher Mitteilung) der deutschen Herkunft des Ortsnamens jetzt den Vorzug gibt.
- 19) Der 1228 urkundlich erstmals auftretende Ortsname geht nach W. Fuhrmann entweder auf ahd. amar (Sommerdinkel) oder ahd. amaro (Ammer) zurück. „Eine Entscheidung zwischen beiden ist kaum möglich“.
- 20) Vgl. O. Mühlmann, Die Steine reden, S. 58, 64.
- 21) Der Name wird 1348 erstmals genannt; er läßt sich — gleich dem oben erwähnten — auf „lauteres Wasser“ zurückführen.
- 22) Zu der von O. Mühlmann in seinem Aufsatz Die Christkönigsdarstellungen zu Saalfeld, in: Forschungen und Fortschritte 38 (1964), S. 90 geäußerten Auffassung, daß dem heiligen Nikolaus bereits im 10. Jh. der Altar in der neu errichteten Pfalzkapelle der Ottonen zu Saalfeld geweiht worden sei, paßt in etwa K. H. Schulzes Feststellung (a. a. O. S. 61), es sei mit einem Nikolaus-Patrozinium in Saalfeld seit dem Anfang des 11. Jh. zu rechnen.
- 23) F. Möbius, a. a. O., S. 19.
- 24) Vgl. W. Hess, Die hessischen Städtegründungen der Landgrafen von Thüringen im 12. Jh. Frankfurt/Main, 1955 (Masch.-Schrift), S. 29. Den deutschen König Heinrich I. macht Möbius, a. a. O., S. 19, fälschlich zum „Kaiser“.
- 25) K. H. Schulze, a. a. O., S. 57, spricht von den vielleicht noch aus fränkischer Zeit stammenden Burgen an der Saalelinie mit

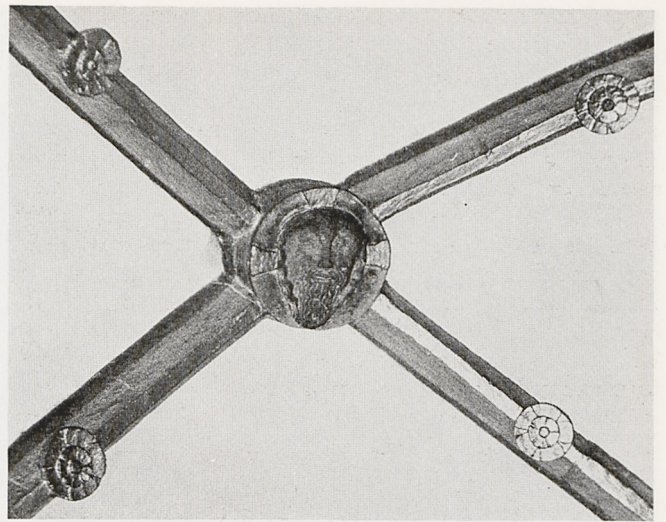


Abb. 9. Leutra, St. Johannes, Rippengewölbe über dem Chorrechteck (Foto: H. Weinhold)



Abb. 10. Leutra, St. Johannes, Johanniskopf auf der Schüssel (Foto: H. Weinhold, 1973)

ihren Burgkapellen als den ersten Ansatzpunkten für die Christianisierung, ohne freilich die Burgkapelle von Leutra zu kennen. — Eine ganz deutlich in Erscheinung tretende Beziehung zwischen dem geistlichen Hersfeld und den Liudolfingern ergibt sich aus der Tatsache, daß Heinrichs Vater Otto, Herzog von Sachsen († 912) die Würde eines Laienabtes des St.-Wiberti-Klosters in Hersfeld bekleidet hat. Vgl. dazu Th. Knochenhauer, Geschichte Thüringens in der karolingischen und sächsischen Zeit (1863), S. 51.

- 26) Der Ort, den M. Hannappel, a. a. O., S. 437 fälschlich als Wüstung (!) bezeichnet, ging im Lauf der Jahrhunderte in Jena auf, das den einstigen Rivalen überflügelt hatte.
- 27) P. Lebfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft 1, 1888, S. 121, nennt sie — der Überlieferung nach — eine der ältesten Kirchen Thüringens und E. Devrient, Urkundenbuch der Stadt Jena II (1903), S. XVII, das älteste Gebäude der

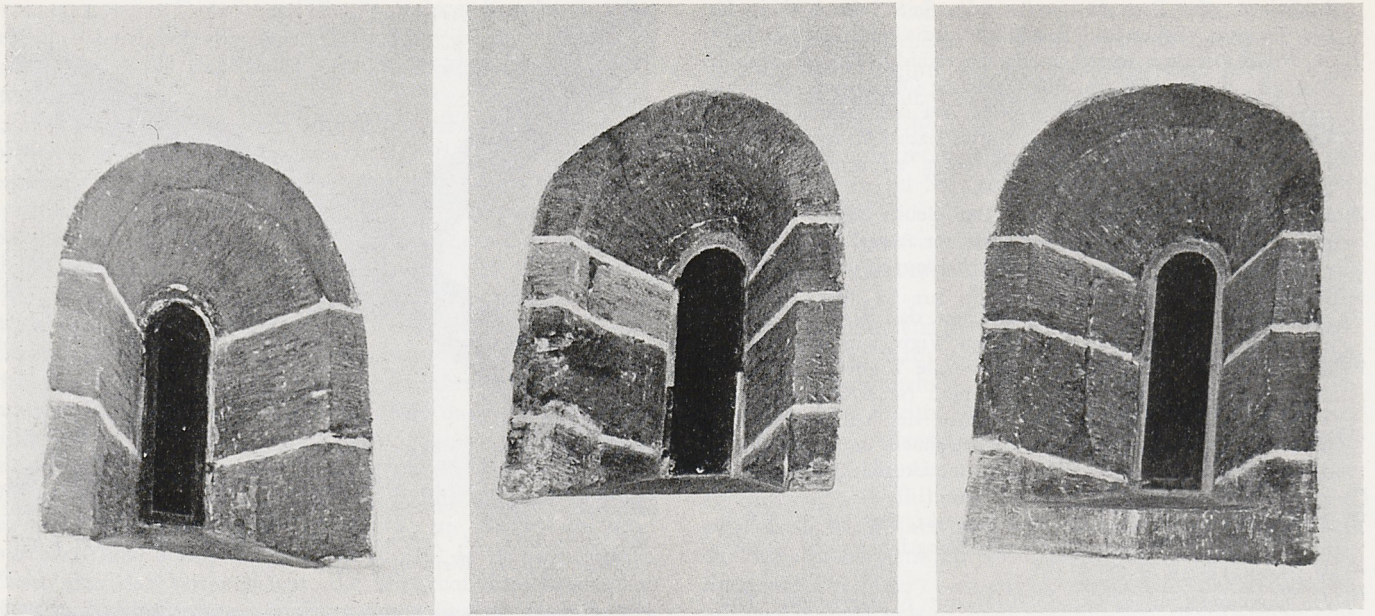


Abb. 11. Leutra, St. Johannis, von links nach rechts: Nord-Ost-Fenster, Nord-West-Fenster, Süd-Fenster

Stadt Jena, ursprünglich zu Leutra gehörend; einer weit verbreiteten Überlieferung entsprechend handele es sich bei „den Häusern auf dem Heinrichsberg“ um die älteste Ansiedlung, ja der ehemalige Burgsitz habe sich hier befunden. Unsere Ansicht wird durch die uns jetzt erst bekannt gewordene Untersuchung R. Herrmanns in seinem Aufsatz: Der kirchliche Grundbesitz in Thüringen (Beiträge zur Thüringischen Kirchengeschichte IV, 3, 1939, S. 338) gestützt, der berichtet, daß im westlich der Saale gelegenen Thüringen Urfparreien durch die Missionstätigkeit des mit den Thüringern stammverwandten Winfried und seiner Mitarbeiter seit dem zweiten Viertel des 8. Jh. entstanden sind.

<sup>28)</sup> Vgl. Anm. 4, O. Mühlmann, Die Lage der Hausbergburgen. . .

<sup>29)</sup> O. Mühlmann, Die tausendjährige Tradition. . ., S. 45—47. Die diesen weitschichtigen Ausführungen zugrunde liegende Auffassung wurde von uns seit vielen Jahren konzipiert. Mangelnder Publikationsmöglichkeiten wegen konnte darüber jedoch erst 1965 und 1971 in allen Einzelheiten gehandelt werden, nachdem W. Schlesinger in seiner Kirchengeschichte Sachsens bis zum Mittelalter I (S. 173) 1962 bereits summarisch darüber berichtet hatte. 1967 hat H. K. Schulze die gleiche Auffassung vertreten (a. a. O., S. 57). Im Hinblick auf die von uns beschriebene Entstehung der Burg Kirchberg müssen wir die von W. Schlesinger, a. a. O., I S. 173 und II S. 375 vorgetragene Vermutung, sie ginge in „karolingische Zeiten“ zurück, ablehnen.

<sup>30)</sup> Vgl. auch H. Rempel, Zur Ostgrenze des fränkischen Reiches Thüringer Anteils, in: Alt-Thüringen VI (1962/63), S. 511.

<sup>31)</sup> Wenn die in unserer Gegend so häufigen und verheerenden Kriegsläufe und Feuersbrünste nicht so zahlreiche Veränderungen unfreiwilliger Art an der baulichen Substanz unserer Kirchen hervorgerufen hätten, besäßen wir womöglich noch weitere Kirchenbauten, die indessen in ihrer ursprünglichen Erscheinungsform längst verloren gegangen sind.

<sup>32)</sup> Vgl. F. Oswald, Vorromanische Kirchenbauten, 1966, S. 115.

<sup>33)</sup> Vgl. dazu auch D. Wohlfahrt, Vermutlich Symbolfigur, in der Thüringer Landes-Zeitung 1973 (13. April), wo von unserer holzreichen Landschaft gesprochen wird, in die die Kunst der Steinbearbeitung erst um die Jahrtausendwende kam.

<sup>34)</sup> R. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I (1937) berichtet (S. 27), daß zum Beispiel die Kirche in Fritzlar noch fünfzig Jahre nach der Gründung ein rohes Blockhaus ohne Putz war. Weiter unten (S. 62) heißt es, die zur Zeit des Bonifatius gegründeten Kirchen waren sicher zunächst Holzbauten, sie wurden erst später durch Steinbauten ersetzt.

<sup>35)</sup> R. Herrmann, a. a. O., meint (S. 62), bei dem großen Einfluß, den Fulda und Hersfeld in Thüringen hatten, muß erwartet werden, daß das Vorbild der dortigen ältesten Kirchenbauten auf die frühesten Thüringer Steinkirchen gewirkt hat.

<sup>36)</sup> Vgl. dazu O. Mühlmann, Burg Orlamünde an der thüringischen Saale, in: Burgen und Schlösser 79/I.

<sup>37)</sup> R. Herrmann, a. a. O., S. 64 führt z. B. die Funde unter der jetzigen Meininger Stadtkirche an. Sie entstammen wahrscheinlich dem 10. Jh. und gehörten einer Kirche an, deren reichere Grundrißform Herrmann daraus erklärt, daß Meiningen fränkischer Königshof und dementsprechend die Kirche königliche Eigenkirche und zugleich Mittelpunkt eines weit ausgedehnten Kirchspiels war.

<sup>38)</sup> Die genaue Aufmessung der Johanniskirche vorzunehmen, haben wir Helmut Weinhold-Jena besonders deshalb gebeten, weil der bei P. Lehfeldt, a. a. O., wiedergegebene Grundriß, dem leider auch der Maßstab fehlt, vor allem im Osten nicht den wirklichen Gegebenheiten entspricht.

<sup>39)</sup> Daß sie überhaupt vorhanden gewesen ist, ergibt sich daraus, daß das eingezogene Chorrechteck nach Osten zu durch einen halbkreisförmigen Bogen, den sog. Chorbogen, begrenzt wird, der auf Pfeilerkapitellen aufsitzt, deren Ornament — durch Zusetzen des Chorbogens — zur größeren Hälfte den Blicken entzogen worden ist. Dem tut die Tatsache keinen Abbruch, daß sich bei exakten Grabungen, die Ende der fünfziger Jahre vorgenommen wurden, keinerlei Fundamentreste einer Apsis haben aufdecken lassen. Höchstwahrscheinlich sind sie bei der Anlage des St. Johannis-Friedhofes, der seit etwa 1300 nachweislich bis dicht an die Kirchenmauern heran reichte, restlos beseitigt worden. Solche Saalkirchen mit abgeschnürtem Chorrechteck, gelegentlich um eine Rundapsis erweitert, verkörpern — nach H. J. Mrusek, Romanik, 1972, S. 10 — die Urform des christlichen Kultbaus, der im ganzen karolingischen Bereich verstreut anzutreffen war und bis ins hohe Mittelalter als Dorfkirche weiterlebte.

<sup>40)</sup> Den entsprechenden Hinweis auf K. Mägdefrau, Trias um Jena, 1957, verdanken wir der freundlichen Mitarbeit von F. Mittelhäuser-Jena.

<sup>41)</sup> Abgebildet bei P. Lehfeldt, a. a. O., S. 121, und bei O. Mühlmann, Jena als mittelalterliche Stadt, 1956, S. 20, nicht jedoch bei H. Koch, Die St.-Johanniskirche zu Jena, 1936, dessen Text über das Chorrechteck (S. 16) nicht in allen Punkten stichhaltig ist.

<sup>42)</sup> Hier danken wir A. Schabl-Murrhardt für wertvolle Aufschlüsse. Er gab auch den Hinweis auf die zum Vergleich heranzuziehende berühmte gewordenen Witigowo-Säule im Münster zu Mittelzell auf der Reichenau im Bodensee, die dem ausgehenden 10. Jh. zugewiesen wird. Auf die Beziehungen zum „Eierstab“ an der Cellawand des Erechtheions auf der Akropolis zu Athen haben wir in Vorträgen hingewiesen.

<sup>43)</sup> Zu dem gleichen Ergebnis gelangte E. Lehmann in einem Vortrag am 25. Februar 1952.

<sup>44)</sup> Folglich hat die Wigbert-Kirche zu St. Johannis in Liudraha



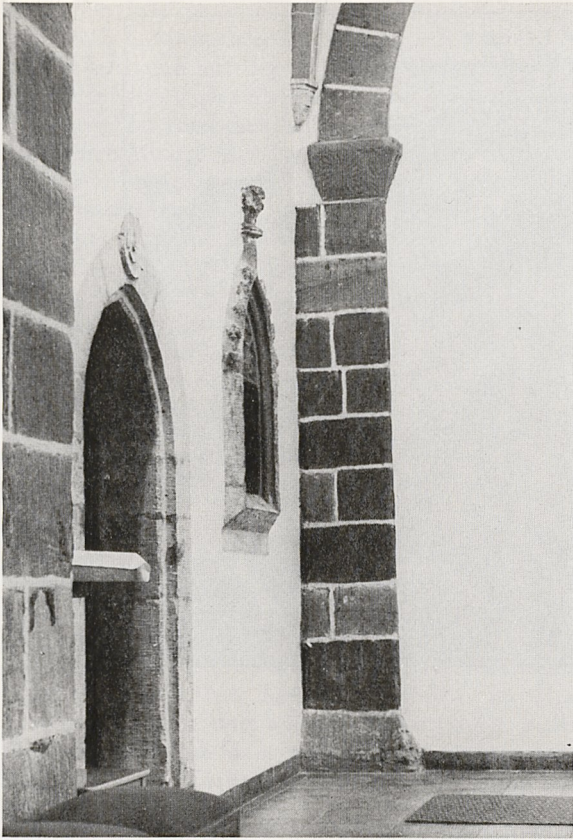


Abb. 12. Leutra, St. Johannis, nördlicher Chorbogenpfeiler mit Sakristeizugang und Sakramentsnische (Foto: K. Fischer)



Abb. 13. Leutra, St. Johannis, Südfront mit Portal, Selber-Grabstein und vorromanischem Fenster (Foto: Schnabel, 1950)

in F. Oswalds hervorragendem und grundlegendem Werk (s. Anm. 32) ihren Platz wohl zu beanspruchen.

- <sup>45)</sup> Hier ist das östlich angebracht gewesene später durch eines der gotischen Fenster ersetzt worden.
- <sup>46)</sup> Vgl. O. Mühlmann, Die Ruinen der Lobdeburg, in: Burgen und Schlösser 74/I.
- <sup>47)</sup> Er wird weder von P. Lehfeldt, a. a. O., noch von H. Koch, a. a. O., berücksichtigt.
- <sup>48)</sup> Man hat sie bei späteren Umbauten verstümmelt, indem ihnen die nach Westen weisenden Profile „abgearbeitet“ wurden.
- <sup>49)</sup> Vgl. O. Mühlmann, Klosterkirche Thalbürgel (Bildheft zur Heimatkunde 2, Kreisbildstelle Eisenberg, 1956), S. 6, 17.
- <sup>50)</sup> Eine wohl etwas ältere, ebenfalls sehr schlichte Skulptur, das Haupt des Johannes auf der Schale darstellend, war ursprünglich an der südlichen Hauptfront der Kirche neben dem Portal eingelassen, wo sie die Vorübergehenden zu stillem Gebet aufforderte, indem sie auf die Enthauptung des Titularheiligen aufmerksam machte, deren man alljährlich am 29. August gedachte. Später brachte man die Skulptur sinnwidrig in der im Chor befindlichen und durch ein schmiedeeisernes Gitter abgeschlossenen Sakramentsnische unter; diese wurde in die Chornordwand, „gegenüber der Brotseite des Altars“ eingebaut, wie das seit dem 13. Jh. feststehend ist. Im Hinblick auf ihren steilen Spitzbogen dürfte sie als wesentlich jünger einzustufen sein als die daneben sich öffnende Pforte zur Sakristei.
- <sup>51)</sup> Eine höchst interessante Vermutung hegt A. Schahl, wenn er darauf hinweist, daß „Rosenbesatz von Rippen“ bei Zisterzienser-Bauten vorkommt, und zu bedenken gibt, daß man unsere Kirche an zisterziensische, flach geschlossene Chöre — unter Beseitigung der Apsis — habe anpassen wollen. Im Zusammenhang damit sei erwähnt, daß auch an der unweit gelegenen Basilika zu Thalbürgel Zisterzienser-Einflüsse nachgewiesen werden konnten; vgl. dazu O. Mühlmann, Schöne Heimat um Jena II, 1969, S. 83.
- <sup>52)</sup> Ihr nach Osten weisendes schmales Fenster ist halbrund geschlossen.
- <sup>53)</sup> Vgl. O. Mühlmann, Schöne Heimat um Jena I, 1967, S. 7.
- <sup>54)</sup> O. Ratz, Gedanken und Überlegungen, weitere Beiträge zur

Geschichte von Jena und seiner Bannmeile, ungedrucktes MS, 1973, S. 6—8. Auch Ratz vertritt, wie die in Anm. 4 vertretenen Verfasser, die Ansicht, daß sich in der betreffenden Zeit auf dem Heinrichsberg eine Befestigungsanlage befunden hat.

- <sup>55)</sup> O. Mühlmann, Jena als mittelalterliche Stadt, S. 22. Dazu neuerdings Dorette Grumbt, Das Jenaer Rathaus, 1973, S. 12 f.
- <sup>56)</sup> P. Weber, Das Jenaer Schloß im Mittelalter (s. Anm. 4) datiert diesen Vorgang etwas später. Die „Heinrichsburg“ sei dem Verfall überlassen worden, das Baumaterial habe womöglich bei der Errichtung des „neuen Amtshauses“ Verwendung gefunden.
- <sup>57)</sup> E. Martin, Urkundenbuch der Stadt Jena I (1888), S. 71.
- <sup>58)</sup> Vgl. F. Möbius, a. a. O. (s. Anm. 4), 1959, Heft 9.
- <sup>59)</sup> D. Wohlfahrt weist in seinem Aufsatz: Vermutlich Symbolfigur (Thür. Landeszeitung vom 13. April 1973) auf den „chronischen Bausteinmangel des Mittelalters“ hin, bei dem jedwedes greifbare Material gebraucht und verwendet wurde.
- <sup>60)</sup> Als solche wird sie noch 1506 bezeichnet (E. Devrient, a. a. O., s. Anm. 27, Urkunde 1094).
- <sup>61)</sup> Vgl. G. Neumann, Archäologische Untersuchungen in der Stadtkirche St. Michaelis zu Jena; in: Aus zwölf Jahrhunderten (Thüringer kirchliche Studien II), 1971, S. 63, 64.
- <sup>62)</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden M. Schulz, Die pfarrechtliche Organisation der Stadt Jena im Mittelalter, 1923.
- <sup>63)</sup> Einen weiteren Beweis dürfte der noch heute in der Kirche befindliche Taufstein liefern, dessen scharfes Zickzackornament frühmittelalterlich wirkt.
- <sup>64)</sup> E. Devrient, a. a. O. (s. Anm. 27), Urkunde 364.
- <sup>65)</sup> E. Devrient, a. a. O. (s. Anm. 27), Urkunde 70.
- <sup>66)</sup> Vgl. H. Koch, a. a. O. (s. Anm. 41), S. 8.
- <sup>67)</sup> E. Devrient, a. a. O. (s. Anm. 27), Urkunde 1167. Vgl. dazu O. Mühlmann, Die St.-Michaelis-Kirche in Geschichte und Gegenwart, in: St. Michael, die Jenaer Stadt-Kirche und ihre Kunstwerke, 1951, S. 18, 19.
- <sup>68)</sup> Vgl. O. Mühlmann, Jena als mittelalterliche Stadt, S. 34—37. In einer Urkunde des Jahres 1319 (E. Martin, a. a. O. (s. Anm. 57), Urkunde 97), wird das Tor des „glückseligen“ (beatus) Johannes erwähnt.